

*SOUNDING THE MARGINS. Dekoloniales „zwischen uns.“¹ oder:
Vom Anderen her gehört
Wilma Lukatsch*

1 Zwischen uns ist der Titel einer Textsammlung von Emmanuel Lévinas, siehe Lévinas, Emmanuel: Zwischen uns. Versuche über das Denken an den Anderen, München/Wien 1995. Im Vorwort schreibt Lévinas über den für meinen dekolonialen Denkansatz so wichtigen Raum des „zwischen uns“: „Die Rationalität des menschlichen Seelenlebens wird hier in der intersubjektiven Beziehung gesucht und erforscht, im Verhältnis des Einen zum Anderen, in der Transzendenz des ‚Für-den-Anderen‘, die das ‚ethische Subjekt‘ und damit das ‚Zwischen uns‘ begründet.“ (S. 7.)

2 Ich verwende den Begriff „post_kolonial“ in meiner Auseinandersetzung mit dekolonialen Diskurspolitiken und ästhetischen Entwurfsverfahren stets mit einem Unterstrich, um sowohl visuell als auch diskursdifferenzierend die kontinuierlich produzierte Kluft des „zwischen uns“ als post_koloniale Politik und Geografie sichtbar/wach zu halten und zu beunruhigen. In diesem unermüdlischen Gewahrenenden spielt das zu dekolonialisierende Potenzial des Hörens/Zuhörens eine diskurspolitisch überaus bedeutsame Rolle. Vgl. dazu auch die weiterführenden Ausführungen in meiner Dissertationsschrift: Lukatsch, Wilma: Ästhetiken dekolonialer Entgrenzung und postindigener *survance* bei Maria Thereza Alves und die Suche nach den Möglichkeiten dekolonialisierender Begegnung mit Kunst, Dissertation, Universität der Künste, Berlin 2021.

3 Das *kursiv* geschriebene anders bezieht sich auf Paul Ricœur's Auseinandersetzung mit dem *r* Lévinas'schen anderen Anderen. Ricœur hat hier ein eindrückliches Zeugnis davon gegeben, wie der Begriff „anders“ bei Lévinas für ihn als lesenden Philosophen in Begegnung mit dem Text des *r* Anderen intime, verkomplizierende und die Sinne umfassende Auseinandersetzung ist. In dieser Weise scheint mir die Frage und Suche nach den Bedingungen und Möglichkeiten eines stets in Verschiebung setzenden „anders“ für dekoloniale Methoden und Auseinandersetzungen von Bedeutung. Vgl.: Ricœur, Paul: Anders. Eine Lektüre von „Jenseits des Seins und anders als Sein geschieht“ von Emmanuel Lévinas, Wien/Berlin 2015.

Der unübersetzbare und nicht anthropologisierbare Sound von Sprachen (Jimmie Durham), die verrauschten und auf laut gestellten Ränder des Hör-Wahrnehmbaren (Candice Hopkins & Raven Chacon), die zurückklingenden Reichweiten wiedergehörter Erinnerungen in Ausstellungskontexten (Elsa Guily) und das popmusikalische Gedröhne als postkoloniales Diskursverhör (Johannes Salim Ismaiel-Wendt). In der Sektion „Sounding the Margins“ sind wir Leser_innen mit vielen Lagen des Zu-/Hin-/Weg-/Über-/Ver-/Hörens sowie des post_kolonial² Unge-/Unerhörten und seiner dekolonialen Verstörungen konfrontiert. Dekolonialer Diskurs ist in den Beiträgen dieser Sektion vielfach kritische, umtriebige und jeweils spezifisch situierte/situierende Diskurs-/Sprach-/Tonsuche, in der Fragen auditiv-ästhetischer Verschiebungsmöglichkeiten durch viele Arten von Klängen/Geräuschen/Stillen hörbar und präsent werden (können). Die Auseinandersetzung mit den post_kolonialen *margins* und ihren Tönen kann uns zum Nachdenken und zur Verkomplizierung dekolonialer Situierungspraktiken und ihrer Identitätspolitiken anstoßen und ermutigen.

Ein dekolonial hörendes Zuhören steht im Zentrum der folgenden Ausführungen und ich verstehe es mit den Autor_innen dieser Sektion zunächst einmal als kritisch dekolonial-dekolonialisierende Übersetzungspraxis, die aber im Feld dekolonialer Praxis/Studien stets auch die zu befragende dekolonial-dekolonialisierende Methodenpraxis in Annäherung und in Nähe zum *r* Lévinas'schen Anderen ist sowie zugleich an die dekolonial möglichen Reichweiten eines *anders*³ Anders-Seins. Dekolonial-dekolonialisierend verstehe ich dabei als die wesentliche

4 Zu indigenen Methodologien und Weisen, Welt/Sein wissen zu lernen, gehört auch das, was oft als deep listening bezeichnet wird. Dazu gehören Fähigkeiten der Zuwendung, Einbindung und Beziehungspflege, wie sie u. a. Judy Atkinson, neben vielen anderen indigenen Forscher_innen, in folgender Weise beschreiben hat: „a knowledge and consideration of community, and the diversity and unique nature that each individual brings to community • ways of relating and acting within community • a non-intrusive observation, or quietly aware watching • a deep listening and hearing with more than the ears • a reflexive non-judgmental consideration of what is being seen and heard; and, having learnt from the listening, a purposeful plan to act, with action informed by learning, wisdom, and the informed responsibility that comes with knowledge.“ Judy Atkinson zit. n.: Laycock, Alison / Walker, Diane / Harrison, Nea / Brands, Jenny: Researching Indigenous Health. A Practical Guide for Researchers, Melbourne 2011, S. 54. **5** Vgl. Spivak, Gayatri Chakravorty: Righting Wrongs/Unrecht richten, Zürich 2008, S. 44. **6** Post_koloniale Strukturen/Politiken/Diskurse produzieren und naturalisieren gewaltvoll Mechanismen und Wirkweisen „kolonialen Nichtwissens“ (colonial unknowing), das sich in Form von Verleugnung, Unschuld, Vergessenheit, Verunmöglichkeit etc. des_r Anderen als „natürliches“, post_koloniales „zwischen uns“ manifestiert. Die vielfältigen Mechanismen und Wirkweisen kolonialen Nichtwissens bezeichne ich als Epistemologie der Lücke, weil das Wissen um den die Andere_n stets die post_koloniale Differenz als zerbrochenes „zwischen uns“ perpetuiert. Zahlreiche Texte beschäftigen sich mit „weißen“ Wissenstrukturen und -produktionen und kritisieren die post_koloniale Perpetuierung der epistemischen Auslöschung/Lücke als „weiße Privilegien“ und „Unschuld“. Vgl. u. a. Baldwin, James: The Fire Next Time, London 2017; Goldstem, Alyosha / Pegues Hu, Jultana / Vimalassery, Manu: „Introduction. On Colonial Unknowing“, in: Theory & Event. Special Issue: „On Colonial Unknowing“, Bd. 19, Nr. 4, 2016 (unpag.), <https://muse.jhu.edu/article/633283> (17.8.2019); dies.: „Colonial Unknowing and Relations of Study“, in: Theory & Event, Bd. 20, Nr. 4, 2017, S. 1042–1054; Mills, Charles W.: „White Ignorance“, in: Sullivan, Shannon / Tuana, Nancy (Hg.): Race and Epistemologies of Ignorance, Albany 2007, S. 13–38.

Doppelbewegung innerhalb dekolonialer Forschungsprojekte, die das Hauptaugenmerk auf die Bedingungen und Möglichkeiten von dekolonialisierter Begegnung(sfähigkeit) und Anrede des_r Anderen legen. Die post_koloniale Differenzkonstruktion, die den_die Andere_n in seinem_ihrem Verhältnis/Ausdruck zu mir festlegt und die den Raum des „zwischen uns“ als post_kolonialisierte Verunmöglichkeit unserer Begegnung(sfähigkeit) gewaltsam verzerrt, ist jene scheinbar unauflösbare und widerspruchsvolle Differenz, die es in dekolonialen Projekten zentral zu umkreisen gilt. Wenn wir die Stimmen, Töne und epistemischen Melodien von Jimmie Durham, Candice Hopkins & Raven Chacon, Elsa Guily und Johannes Salim Ismael-Wendt mit der uns jeweils möglichen dekolonialen Stille, Zugewandtheit und Aufmerksamkeit hören und die dekoloniale Praxis der Zuwendung als *deep listening*⁴ praktizieren lernen, erfahren wir dekoloniale Reichweiten eines anderen Da- und Soseins und eines anders anderen Da- und Soseins, weil wir von den post_kolonialisierten und differenzierten *conditiones humanae* und ihren dehumanisierenden Einstellungen sowie von dem dekolonial anders möglich Gehörtem/Hörbarem wissen lernen. Beide können uns zu – auch methodischen – Möglichkeiten werden, sich mit dem_r anderisierten Anderen

7 James Baldwin war es, der in nachdrücklicher Weise daran erinnert hat, dass „it is not permissible that the authors of devastation should also be innocent. It is the innocence which constitutes the crime.“ Baldwin 2017 (wie Anm. 6), S. 14. 8 Vgl. insbesondere: Goldstein u. a. 2016 und 2017 (wie Anm. 6). 9 Vgl. Hahn, Barbara: „Die Wunde des Jahrhunderts. Anders als Sem geschicht. Bücher von und über den französischen Religionsphilosophen Emmanuel Lévinas“, in: Die Zeit, Nr. 50, 4.12.1992, <https://www.zeit.de/1992/50/dte-wunde-des-jahrhunderts> (20.2.2019). Sich der Ohnmacht und dem Zusammenbruch der Rede öffnen als Möglichkeit, sich von post_kolonial gewusster Sprache zu lösen und sich einem anderen Dialog zu öffnen, ist im Schreiben von Lévinas zentral und wird zudem wesentlich in den Texten feministischer Differenzphilosoph*innen wie Trinh T. Minh-ha weitergeführt. Vgl. u. a. Lévinas, Emmanuel: Jenseits des Seins oder anders als Sein geschicht. Freiburg/München 2011; Trinh T., Minh-ha: Woman Native Other. Postkolonialität und Feminismus schreiben, Wien 2010, insbesondere S. 28 und S. 84f.

dekolonial *andere* in Beziehung/Geschichte/
Verantwortung zu setzen und sich ihm_ih
insbesondere auch mit dem – als epistemischem
Organ verstandenen – Ohr hinzugeben und
auszuliefern.

Wie können wir die post_kolonial produzierten
margins, die stets tönen, hören (lernen), *wie* jene
„beschädigten Episteme“⁵, die wir als inkorporierte
margins zugleich wissen lernen und verlernen
wollen, und *wie* das hören, was durch post_koloniale
Anderisierung/Differenz als Lücke/Kluft gewaltvoll
produziert und zugleich auf stumm geschaltet
wird?⁶ All das berührt maßgeblich auch die Frage,
wie wir „weiße Unschuld“⁷ als das Privileg
zum „kolonialen Nichtwissen“⁸ nicht nur wissen,
sondern auch hören (lernen) können.

Das Nachdenken, kritische Reflektieren und
Praktizieren von dekolonial-dekolonialisierendem
Hören/Zuhören verstehe ich als wesentlichen
ton(an)gebenden Teil einer dekolonialisierten
post_kolonialen Ethik, die für eine andere
Forschungsästhetik „zwischen uns“ Verantwortung
übernimmt und Sorge trägt. Möchten
wir das Gehör dekolonialisierender Leser_innen
epistemisch zu den *margins* des Hörbaren/Gehörten
ausrichten, dann tun wir, ob der gewaltvoll
zerklüfteten Geografie des post_kolonialisierten
„zwischen uns“, gut daran, unser Wissen/
Nichtwissen, unser Sprechen/Schweigen, unsere
Rede/Ansprache als *margins* produzierenden
Diskurs zu erkennen und zusammenbrechen zu
lassen und uns diesem Zusammenbruch der Rede
zu öffnen.⁹ Im Zusammenbruch post_kolonialer
An-/Rede, verstanden als eine Bewegung hin
zu einer anderen Dialog- und Beziehung(sfähigkeit),
entsteht eine produktiv zu verstehende
„laute Stille“, eine nach epistemischer Gerechtigkeit
schreiende Stille eines anderen „zwischen uns“,
die ein „Uns-miteinander-andere-Machen“ möglich
(denk- und sagbar) macht.

Dekolonial-dekolonialisierendes Hören/
Zuhören versteht sich hier folglich als eine
dem_r Anderen zugewandte Qualität und Bedingung
für Selbst-/Begegnung, in der eine dekolonial-
dekolonialisierende Hinwendung der Sinne zum_r
Anderen in einer Weise praktiziert und gelernt
werden kann, durch die wir den_die Andere_n
andere sehen/hören lernen, weil wir ihn_sie
als koloniale_n Andere_n zugleich lernen und
verlernen. Ich denke dekolonial-dekolonialisierendes
Hören/Zuhören zudem von Lévinas' vorzeitlichem
Ruf des_r Anderen ausgehend, weil dieser
Ruf immer präsent ist und unausweichlich immer
an mich gerichtet wird. Auch, weil dieser Ruf
nicht der historisch-westlichen und ontologischen
Linearitäts- und Subjektlogik folgt und weil ich
deshalb auch entlang dieses Rufs vom

10 Lévinas' Bücher, Texte und Interviews künden von dieser vorzeitlich gedachten Verantwortung für den die Andere n. Hier sei nur ein Zitat von ihm wiedergegeben, um die Weise, in der er die Sinne als an-/gerufene adressiert, zu verdeutlichen: „Ethik der Begegnung, Gemeinschaft (Sozialität). [...] Von Einzigem zu Einzigem. Ob er mich ansieht oder nicht – er geht mich an (me regarde – sieht mich an); ich muß für ihn einstehen. Ich nenne Antlitz, was dergestalt im Nächsten das Ich angeht – mich angeht – indem es mich, durch die äußere Gefäßtheit, die er zur Schau trägt, hindurch an seine Verlassenheit, seine Wehrlosigkeit und seine Sterblichkeit erinnert, und an sein Appellieren an meine vorzeitige Verantwortung, als wäre er allein auf der Welt geliebt. Appell des Antlitzes des Nächsten, der mit seiner ethischen Dringlichkeit die Verpflichtungen des angerufenen Ich sich selbst gegenüber verschiebt oder beiseitezischt, so daß die Sorge um den Tod des Anderen für das Ich noch vor seine Sorge um sich treten kann. Die Eigentlichkeit des Ich wäre somit also dieses Hören des als erster Gerufenen, die Aufmerksamkeit für den Anderen, ohne dafür eingesetzt worden zu sein.“ Lévinas, Emmanuel: „Der Andere, die Utopie und die Gerechtigkeit“, in: ders. 1995 (wie Anm. 1), S. 265–278, hier: S. 270. **11** Auch das Lévinas'sche Antlitz versteht sich nicht als eines, das ich phänomenologisch sehe, sondern als eines, dem ich vor dem Wahrnehmen begegne und ausgeliefert bin. Vgl. Lévinas, Emmanuel: Ethik und Unendliches. Gespräche mit Philippe Nemo, Wien 2008, hier insbesondere S. 63. **12** Benjamin, Walter: „Zur Kritik der Gewalt“, in: ders.: Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze, Frankfurt a.M. 2017, S. 28–65, hier: S. 47. Die Frage der Gewalt, der Bedingungen von Gewaltlosigkeit und der damit verbundenen Notwendigkeit von situierter und zu situierender Gerechtigkeit hat Walter Benjamin umgetrieben. Insbesondere sein Aufsatz „Zur Kritik der Gewalt“ von 1921 bietet mir bei Überlegungen von dekolonial zu situierender Gerechtigkeit hilfreiche Echos. Vgl. ebd., S. 54f.

Gerufenwerden und von dekolonialen Soundlagen wissen lernen kann. Dieser Ruf, der sich schon vor meinem Hier-Sein an mich richtet, fragt nach (m) einem *anders* Anders-Sein, weil er (m)ein Hörwissen adressiert, das noch vor dem Hören verstanden und gewusst werden kann.¹⁰ Diese Art dekolonial-dekolonialisierendes *Anders-Hören/Zuhören* gehört damit unmittelbar zu den Situierungspraktiken dekolonialer Wissensproduktion sowie ihrer Gestaltungsmöglichkeiten und Ästhetiken. Als eine mehr/*anders* als ontologische Zuwendung zum Gegenüber ist es noch vor dem konkreten Wissen eine Qualität dekolonialer Vision und so gesehen prävisuelle/präauditive Vision der post_kolonial abgefälschten Kondition anderisierten Seins;¹¹ der Bedingungen und Konditionen des Orts auch, an dem sich ein „zwischen uns“-Sein ereignet und dekolonial tönen kann. Es ist dekoloniale Vision/Version jenseits und entgegen westlicher Konfigurationen, ebenso wie es Gerechtigkeit in der Nuanciertheit des Zuhörens als dekoloniale „Kultur des Herzens“¹² zu situieren vermag/wünscht.

Dekolonial-dekolonialisierendes Hören/Zuhören wäre somit auch die Kunst einer methodisch zu begreifenden Praxis, die sich mit dekolonialen Visionen von „Kunstwerken“ kreuzt. Kunstwerke, die mich 1. fragen/einladen, meine Hör-Sinne als verantwortliche und verantwortbare Zuwendung/Vision/Sinnlichkeit zu praktizieren, die 2. die Möglichkeiten der Dekolonialisierung meiner Sinne beflügeln, diese an ihre bisher erfahrenen Grenzen führen und für dekolonial gerechte Entgrenzungen plädieren/sorgen und die 3. im Feld akademischer/institutioneller Forschung methodologische Überlegungen einer anderen Kunst-Historiografie anregen und potenzialisieren. Dekolonial-dekolonialisierendes Hören/Zuhören

13 Die Widersprüche und zugleich realen Realitäten post_kolonialer Bedingtheit und dekolonialer Verschiebungsmöglichkeit sind für mich durch die Lektüre von Pat Parkers Gedicht „For the white person who wants to know how to be my friend“ in „aufklärender“ Weise deutlich geworden. Das Gedicht beginnt mit den Zeilen: „The first thing you do is to forget that i'm Black. Second, you must never forget that i'm Black.“ Parker, Pat. „For the white person who wants to know how to be my friend“, in: Anzaldúa, Gloria (Hg.): Making Face, Making Soul / Haciendo Caras. Creative and Critical Perspectives by Feminists of Color, San Francisco 1990, S. 297. Parkers „Handlungsanweisung“ für dekoloniale Begegnung/Nähe ist die (ver-)unmöglich(t)e Nähe zum_r Anderen, die in post_kolonialen Kontexten/Gesellschaft(en) auf die Grenzen der gemeinsamen Realität verweist. **14** Ich gehe bei diesen Gedanken von Judith Butlers Ethik-Vorlesungen aus, in denen sie Ethik als ein Sich-dem_r-Anderen-Aussetzen ausführt, sich dem_r Anderen insbesondere in seiner ihrer historisch gewaltvoll produzierten „Vernummenschlichung“ aussetzen. Diese Ethik erfordert, so Butler, letztlich von jedem_r Einzelnen, „dass wir uns eben dort aufs Spiel setzen, in diesen Momenten des Unwissens, wo das, was uns bedingt und uns voraussetzt, voneinander abweicht, wo in unserer Bereitschaft, anders zu werden, als dieses Subjekt zugrunde zu gehen, unsere Chance liegt, menschlich zu werden, ein Werden, dessen Notwendigkeit kein Ende kennt.“ Butler, Judith: Kritik der ethischen Gewalt. Adorno-Vorlesungen 2002, Frankfurt a.M. 2003, S. 144. **15** Vgl. Barthes, Roland: „Sitzung vom 29. April 1978. Die Antwort“, in: ders.: Das Neutrum. Vorlesung am Collège de France 1977–1978, Frankfurt a.M. 2018, S. 185–205, hier: S. 185. In dieser Vorlesung führt Barthes die Praxis des Fragens als eine gewaltvolle „Nähe“ zum_r Nächsten aus, weil sie eine Antwortleeren Diskurs erzwingt und dem_r Anderen Raum zum Sprechen/Sagen nimmt. Als autokratische Praxis erzwingt sie Diskurs. Barthes' Intervention gegen eine solche Praxis des Fragens, die er als „die schlimmste Art von Gewalt“ bezeichnet, ist mitzudenken, wenn es darum geht, dekoloniale Praktiken der Zuwendung als dekoloniale Übersetzungen vorzuschlagen. Lévinas seinerseits hat mit der ihm eigenen Behutsamkeit auf die „latente Entstehung der Erkenntnis“ durch „die latente Entstehung der Frage in der Verantwortung“ hingewiesen. Er schreibt: „Die Nähe, die zu Wissen wird, bedeutet womöglich als Rätsel, als Anbrechen eines Lichts, in dem die Nähe sich wandelt, ohne daß der Andere, der Nächste in dem Thema, in dem er sich zeigt, aufgeht. Es gilt, die latente Entstehung des Wissens aus der Nähe zu verfolgen.“ Lévinas 2011 (wie Anm. 9), S. 342.

lernen braucht insofern jede epistemisch erdenklich andere Hinwendung der Sinne zum_r Nächsten, um ihn_sie als post_kolonial Andere_n zu verlernen und unvorhersehbar anders zu hören. Eine dekolonial-dekolonialisierende Verschiebung des „zwischen uns“ wäre vielleicht dann möglich, wenn wir durch die post_koloniale Differenz und Gewalt hindurchhörend Welt dekolonial entmachen und verschieben lernen.¹³

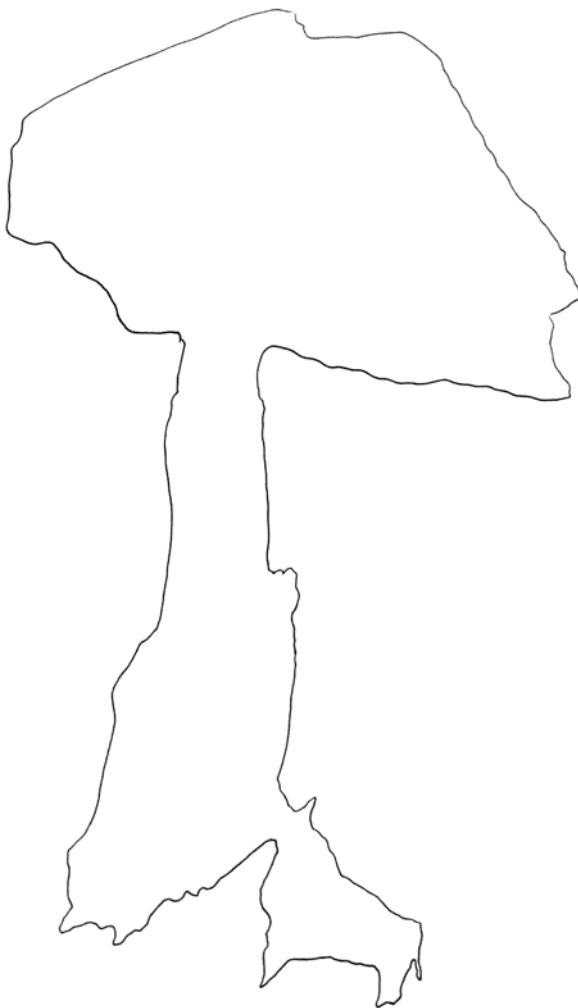
Dekolonial-dekolonialisierendes Hören/Zuhören verstehe ich als epistemologische Praxis einer ganzheitlichen und audio-visuellen Zugewandtheit in post_kolonialisiert verrauschter/verzerrter Geografie, so wie es sehendes Hören eines nie unschuldigen Engagements war/ist. Es ist stets als aktive und widerständig involvierte Praxis zu verstehen. Es setzt sich dem_r Anderen in einer Weise aus, in der die eigene Subjektivität produktiv in Zweifel gezogen werden kann bis dahin, dass der auch unter dekolonialen Vorzeichen notwendige „Selbst-Verlust“¹⁴ als Öffnung zum_r Anderen erfahrbar wird. Dekolonial-dekolonialisierendes Hören/Zuhören ist gerade auch deshalb eine epistemische Praxis der vielfachen Entgrenzung, weil sie sich dem_r Anderen aussetzt/hingibt, ohne ihn_sie zugleich dem (westlichen) „Terrorismus der Frage“¹⁵ auszusetzen

16 Vgl. Barthes 2018 (wie Anm. 15), S. 185. **17** Zur Differenz von „Sagen“ und „Gesagtem“ vgl. Lévinas 2008 (wie Anm. 11), hier insbesondere S. 32 sowie Lévinas 2011 (wie Anm. 9), S. 346. **18** Trinh 2010 (wie Anm. 9), S. 85. **19** Die Yolngu formulieren und vergleichen in ihrer Ganma-Philosophie dekoloniales Miteinander als „genuine two-way knowledge sharing“, d.h. als etwas, das passiert, „when two different kinds of water meet and mix together to create something new“. Laycock u.a. 2011 (wie Anm. 4), S. 49.

und diesem in einer Weise Folge zu leisten, in dem Hören/Zuhören allzu einfach als Antwort-Hören verstanden und zum „erzwungene[n] Diskursabschnitt“¹⁶ wird, welcher Machtverhältnisse re-inszeniert. Vielmehr ist es ein Macht entgrenzendes Hören/Zuhören, welches nicht dem Terror des Fragens folgt, sondern sich in der Begegnung dem nicht-be-/gefragten „Sagen“¹⁷ dem Raum eines „Wissens-ohne-Macht“¹⁸ öffnet. Dekolonial-dekolonialisierendes Hören/Zuhören ist also auch die Hinwendung zu dem, was vorher als Frage nicht manifest war/sein konnte und/oder nicht in Frage gestellt wurde/werden konnte. So wäre es die dekoloniale Kunst eines *Anders*-Fragens, einer anderen Befragung(smöglichkeit) und Fragebeziehung und vielleicht eben deswegen auch die Kunst, nicht zu fragen, sondern jenseits der Frage und in Nähe zum Sagen des_r Anderen zu-/gehört zu haben.

Dekolonial-dekolonialisierend hörendes Zuhören versteht sich hier abschließend auch als Teil dessen, was wir als dekoloniale Ästhetiken in den Künsten mehr und mehr vernehmen können, weil es eine dekolonial-dekolonialisierend ethische Ästhetik eines *Anders*-Hörens/Zuhörens ist, die uns zu einer anderen, historisch verbundenen Vision verhilft, in dem der_die Andere nicht verloren geht. Es ist die Möglichkeit, Kunstwelten mit anderen, dekolonial sich verschiebenden Sinnen zu hören, weil es sich den Politiken des post_kolonialen Nichtwissens verweigert.

In diesem dekolonial-dekolonialisierenden *Anders*-Hören/Zuhören findet stets auch das Zusammenrauschen post_kolonial differenter und differenzierender Sprachen/Wissen statt. Unüberhörbar und unvorhersehbar können Sprachen zusammenrauschen oder aber in Machtgefällen ersticken. Jedoch, wenn wir mit der *Ganma*-Philosophie der Yolngu das Zusammenspülen unserer Sprachen immer wieder neu wie ein Zusammenspülen zweier unterschiedlicher Wasser hören/verstehen, als „genuine two-way knowledge sharing“¹⁹, dann könnte neues und dekolonial gerechteres Wissen *anders* möglich werden und ein anderes „zwischen uns“ zum Klingen bringen.



Lukatsch

